

Literatur des Auslandes.

N^o 22.

Berlin, Montag den 19. Februar

1838.

Italien.

Italiens neueste Literatur.

Von Fortunatu Prandi.

Zwischen der ersten und zweiten Französischen Revolution liegt eine Epoche der Italiänischen Poesie, die von dem Glanze eines einzigen Namens ausgefüllt wird, dem die übrigen Dichter der Nation als Geister zweiten Ranges sich unterordnen. Dieser Mann, der Koryphäe seiner Zeit, ist Monti, dessen Einfluss erst mit seinem Tode im Jahre 1827 aufhört. Zwei Genien, Dante und die Freiheit, bildeten den Mittelpunkt in dem Ideencreise dieses Dichters, der zwar nicht neue Bahnen brach, aber die vorgefundenen so glänzend und lähn betrat, daß man ihn bald als Meister verehrte und nachahmte. Der Geist der Verjüngung durchdrang die Länder Europas und stürzte die Herrschaft der Akademicien. Cesarotti, Parini, Alfieri sind die Vorläufer in der literarischen Revolution; aber gefeierter als diese, wirkte Monti auch umfassender; er tauchte seine Feder in die lebensvollen Farben der neuen Zeit und fand in dem Studium Dante's, dessen Kraft und Originalität plötzlich gefühlt und der zierlichen Nase Petrarca's vorgezogen wurde, die Schätze der alten. Männer wie Manfredi, Lazzarini, Zanotti, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für mustergültig passirten, mußten der neuen Richtung Platz machen. Abgeschüttelt war die slavische Gebundenheit der Akademicien, in Mißcredit gerathen die Nachbildung antiker Formen; man fand keinen Gefallen mehr an dem einförmigen Gebrauch abgenutzter Bilder und Rhythmen, nachdem der Weg zu höherer Vollkommenheit gefunden war.

Monti ist der König in der Umgestaltung der Form, die der Umgestaltung im Reiche der Ideen stets vorangeht. Empfänglicher für die Welt der Sinne als für die Tiefen der Reflexion, phantasiereicher Dichter, aber mittelmäßiger Kenner des menschlichen Herzens, war ihm nur die Außenwelt, die Leiblichkeit der Kunst zugänglich. Ein bewundernswürdig geschickter Versifikator, überfließend von ausdrucksvoller, blühender, feuriger Sprache, spielend mit den Schwierigkeiten des Metrums und den Fesseln des Reims, unumschränkt gebietend über alle Nuancen dichterischer Wohltauts, überstieg es dennoch das Maas seiner Einsicht, daß auch die Kunst eine Seele habe, ohne welche ihre Wirkung — ein kurzer Hauch, ihr Loos — ein Eintagsleben ist. Unter Monti's Meisterhand lebten die Formen auf, erlangten sie Frische, Fluß und Glanz; aber seine Poesie ohne Kern und Gehalt erhob sich wie ein schimmerndes Meteor, erhellte eine Spanne Zeit den Gesichtskreis mit ihrem Lichte, um schnell in Nacht und Vergessenheit zu sinken. Monti wird nicht mehr gelesen; nur wenige Oden und Lieder möchten den Namen des Dichters auf die Nachwelt bringen, der sich in mancher Beziehung mit den Troubadours des Mittelalters vergleichen läßt.

Monti's Geschick ist das Geschick jeder Poesie der Sinnen- und Gefühlswelt, reich an Bildern und Formen, aber vergänglich wie die Materie, der sie in ihrem innersten Wesen angehört. Ohne geistige Zeugungskraft, ohne lichte und siegreiche Weltanschauung, von flackernder Begeisterung, aber ohne Wahn und Prinzip, ein Wiederhall aller Töne, die an sein Ohr schlugen, drang er selbst niemals in jene Tiefen, wo der Born der Kunst lauter und befestigend fließt, lernte er nicht seinen Gebilden wahres Leben einhauchen, erfaßte er nicht mit allgewaltigen, hinreichenden, in ihren Kreis bannenden Gedanken, ja er ermüdete zuletzt durch den Gleichklang schöner Phrasen und schimmernder Bilder, denen die Neuheit Reiz verlieh. Monti ist mit Unrecht mit Dante verglichen worden. Dante's Charakter war stark, ungezügelt, leidenschaftlich in seiner Zu- und Abneigung, Monti's schwach und unterwürfig, keinem Systeme, selbst seinem politischen nicht getreu; Dante übte die Herrschaft über die Gedanken, Monti über den Ausdruck; in Dante's gewaltigem Haupte nahm die Phantasie den zweiten Rang ein; ihr voran ging die ruhige Ueberlegung und steckte der Begeisterung im Voraus ihre Ufer ab, bei Monti war sie Alles, sein Einziges. Dennoch erwarb die Frische und die Kunst seiner Erzeugnisse dem Dichter Anhänger, unter denen allein Cajar Arici aus Brescia, der, bei ganzlichem Mangel an Originalität, sich auf einen stehenden Versbau verstand, sich einen Namen erwarb. Er glaubte sich zu einer großen Rolle berufen, seitdem seine Elegie auf den Tod

Joseph Venti's Beifall gefunden, aber Ugo Foscolo mit seiner scharfen Kritik wies ihn in die gebührenden Schranken zurück und schloß ihn von der Reihe echter, d. h. ursprünglich schaffender Dichter aus. Arici, diesen Wink beherzigend, beschränkte sich auf das ihm von Natur angewiesene Gebiet, auf den Anbau der rhetorischen Form und lieferte einen schlagenden Beweis seines Talentes in seinem Gedichte „Von dem Ursprung der Quellen“, einem sich gleichbleibenden Fluß von Annuth und Wohltaut, aus dem man gern einen kurzen Genus schöpft, das sich aber keinen bleibenden Werth durch den Mangel an erhabenen und neuen Gedanken zu sichern im Stande war. Mit seinem und des Meisters Abscheiden schwand auch ihre Schule, die ihre Blüthe gehabt, aber für nachträgliche Früchte nicht geeignet war. Hatte Monti dem klassischen Styl sein altes Bürgerrecht genommen und ihn um sein Ansehen gebracht, so erging es seinem poetischen Materialismus nicht besser; er sank mit ihm ins Grab. — Noch in seinem Alter sah der Dichter mit Schmerz ein neues Geschlecht andere Wege einschlagen und in ihm verschlossene Regionen sich aufschwingen. Mit einem Fuße im Grabe suchte er gegen die öffentliche Richtung anzukämpfen und unternahm mit kraftloser, fast erstorbener Hand den ungleichen Kampf zur Vertheidigung der heidnischen Mythologie. Aber die Schilderhebung des alten Dichters, der mit einer Sündfluth von Gemeinplätzen sich über die Barbarei der Neuerer ergoß, fand nirgends Theilnahme oder Beachtung. Zurückgewiesen häßte er sich in den Faltenwurf seines Mantels und starb ohne Laut wie ein besiegter Gladiator.

Die literarische Umwälzung nahm indes ihren ungehinderten Fortgang. Die Poesie der Akademicien war vernichtet, begraben die Poesie der Töne und Farben. Welches neue Ziel wird man sich setzen? Eine unermeßliche Perspektive hat sich erschlossen: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Alles eignet sich zum Stoff der Dichtkunst; jede Fessel ist abgestreift, der Mensch und die Natur, die Welt des Seyns und der Ideen, Gott und Schöpfung sind Gegenstand neuer Sangesweisen. Zerklagen sind die von Grammatikern erbauten Kerkerthüren klassischer Beschränktheit, niedergedrückt ist das Gitter, durch welches man das Universum bisher betrachtet, die Freiheit vollständig errungen; aber was wird nach dem Siege, der, so groß er ist, doch nur Zerstörung, nicht Wiederaufbau war? Die Vergangenheit ist von ihrem Throne gestürzt, aber die Zukunft steht nackt ohne Plan, ohne Ziel; der freigewordene Blick schweift in die Unermeßlichkeit — wird er sich darin verlieren?

Es besteht kein Staat ohne politisches, keine Poesie ohne literarisches Glaubensbekenntniß, und je größer die Freiheit, desto schwieriger ihre rechte Anwendung. Dieser schranken- und bodenlose Romantizismus mußte noch schneller seine Sterblichkeit fühlen, als die Schule Monti's, als die Klassiker. Er versuchte abwechselnd sein Heil in den Erinnerungen der Vergangenheit, d. h. des Mittelalters, und den Hoffnungen einer zweifelhaften und unentwickelten Zukunft, d. h. einer träumerischen Mystik. So stand es im Jahre 1830. Aber schnell war erschöpft, verbraucht, was die romantische Schule Ausschweifendes zu Tage gefördert hatte. Man kam zu der Einsicht, daß mit dem bloßen Phantasiren sich noch keine National-Literatur gestalten werde, daß nur gründliche, Geist und Geschmack des Volkes veredelnde Poesie Großes bewirken könne. Solche Grundsätze schlossen die schwachen Elegieen von Victorelli und Frugoni eben so wie die Schule Monti's für immer von der neuen Genossenschaft aus. War ihre Stelle auch noch nicht ersetzt, so strebten doch schon die ersten Geister der Nation, zur Förderung des hohen Zweckes nach Kräften beizutragen, und wenn ihre Werke auch weniger wohlklingend und glänzend waren, so gewann das Zeit, in welchem der Strom Italiens Denkens floß, an Tiefe und Fülle. Volkserziehung hieß das neue resultatreiche Problem, dessen Lösung der höchsten Anstrengungen und Geistes werth war. Und ein königlicher Schatten, der Geist Dante's schwebte über diesem Geschlechte, dessen Schweigen mehr sagte als ehemals das rasche Wort; denn in diesem Schweigen lag die Scheu vor alter Leichtfertigkeit; das Wort wurde ernst und sichtlich. Diese Wiedergeburt ging von dem männlichen Geiste Dante's aus: in den Lebensquellen seiner großartigen und volksthümlichen Poesie suchte man Kraft und Fülle für den erstorbenen Zeigeist. Zahlreiche Ausgaben der divina Comedia erschienen nach und nach, geistreiche Commentare, wie

der von Arrivabene, bezeugten die Gewalt und die Gleichzeitigkeit dieser allgemeinen Bewegung. Die „Antologia“, eine Florentiner Zeitschrift, die seitdem zu erscheinen aufgehört hat, enthält gediegene Aufsätze über denselben Gegenstand. Und könnten wir hier den kühnen Greuermann in diesem Meere, den Namen Foscolo's, mit Schweigen übergehen? Ihn, der der Kritik erst den Adel aufgedrückt und die Beschäftigung mit der Philologie zu einer ethischen und politischen Bedeutsamkeit erhoben hat? Und wie viel mehr hätte dieser Mann in glücklicheren Verhältnissen leisten können, wenn man bedenkt, daß zwei Drittel seiner Werke sich noch handschriftlich im Besitze eines Englischen Buchhändlers befinden, obgleich sein längst erschienenenes Leben, das mehr einer Karrikatur als einer Biographie gleicht, seine Verdienste herabzusetzen versucht. Nichtsdestoweniger ist sein Einfluß seit 1827 nur gewachsen, und noch immer ist er der Besessener der Italiänischen Kritik. Er studirte Dante nicht bloß, wie es bisher gehalten worden war, als Philolog und Grammatiker, erkannte in ihm nicht bloß den Schöpfer eines Idioms und den Mann von hoher Einbildungskraft, sondern den hochmüthigen Bürger, den Vaterlandsfreund, den Propheten Italiänischen Volksthum. Ohne Zweifel war sein Ziel ein höheres, als das ihm zu erreichen gegönnt war: er wies die Strafe, die man einschlagen mußte, ohne selbst leuchtend voranzugehen; aber die gewaltsamen Hemmnisse, die ihm dies versagten, waren groß, Kämpfe mit äußerer und innerer Noth, Verbannung und Reid der Kunstgenossen. Dennoch bleibt ihm das Verdienst unbestritten, den Kommentatoren zuerst gelehrt zu haben, nicht in Sylbenfecherei und Wortklauberei ihre Kräfte zu vergeuden und sich mehr mit der Seele des Dichters als mit seinen Bildern, mehr mit seinem Genie als dessen Form zu beschäftigen. Mit einem einzigen Angriff zersprengte er die Schaar trivialer Ausleger, ihre fröselnden Untersuchungen, ihre lächerlichen Hypothesen und dankeln Konjekturen. Er zwang, von nun an die wahre Fackel, welche den Studien der Vergangenheit allein Licht und Aufschluß geben kann, die der Geschichte, zu ergreifen, und war es ihm auch nicht gegönnt, einen gelungenen Kommentar über eines der schwierigsten Meisterwerke aller Zeiten selbst ans Licht zu stellen, so bahnte er doch den Weg zu dieser umfassenden Arbeit.

Mag ein späteres Geschlecht die Frucht seines Ringens erndten; der Gegenwart scheint sie verjagt. Italiens politisches Loos gestattet keine freie Entwicklung des Geistes und der Poesie, die Italiänische Muse spricht nur mit Schüchternheit von ihren Schmerzen und Wünschen, jingt unter fremdem Himmel die Oden von Berchet, und die edelsten Erzeugnisse der Lyrik sterben ungekannt an ihrer Geburtsstätte. Die Poesie beschränkt sich daher auf ein enges Gebiet und widmet demselben den Rest ihrer Kräfte. Man kann diese Richtung die Schule der wiedererlebenden Moral nennen, und Manzoni ist ihr Stimmführer. Ein wenig schüchtern und empfindend, aber verdienstlich in ihren Absichten, greift sie indirekt, doch unermüdet die feudalistischen Privilegien an. In den Romanen dieser Schule, die nicht ganz ohne innere Verwandtschaft mit denen Walter Scott's und seiner Nachahmer sind, erscheint der Aristokrat immer als ein sanguinischer und vergnügungssüchtiger Mann, geneigt zur Gewalt und Tyrannie; die Unschuld haust dagegen stets bei dem Bergbewohner, dem Landmann, dem Unterdrückten. Diesen meist stereotypen Figuren zur Seite steht der Priester und die christliche Jungfrau, jener als Mittler zwischen Himmel und Erde, diese als Repräsentantin der Reinheit und Sittlichkeit im Kampfe mit der Verworfenheit. Der feudalistische Tyrann stirbt endlich, bald hochbetragt, bald mitten in seiner lasterhaften Bahn, zuweilen reuevoll, aber beständig in einer vom Dichter herbeigeführten dramatischen Katastrophe. Das greise Leben des Priesters und die himmlische Anmuth der Jungfrau entrinnen dem düsteren Verhängnis, und Alles endigt zur Verherrlichung der Tugend und Religion. Feinheit in der Lösung, glückliche Vertheilung der Effekte sind diesen Kunstwerken nicht abzuspochen, aber, um die Wahrheit zu gestehen, es ist nicht das freie, wirkliche und wahrhaftige Leben, nicht die mannigfaltige Charakteristik Walter Scott's. Eine kathedermäßige, im voraus gestempelte Moral spricht sich gar zu deutlich darin aus, und die Freiheit des Dichters leidet unter dem Dogmatismus einer als unumstößlichen Norm gesetzten Kammer. (Fortsetzung folgt)

A e g y p t e n.

Die neuesten Erscheinungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Aegyptischen Alterthumskunde.

(Schluß.)

Einen wesentlichen Schritt zur Förderung der Aegyptischen Paläographie und Archäologie hat neuerdings das von Deutschen gestiftete und hauptsächlich geleitete Instituto di corrispondenza archeologica zu Rom gethan, indem es dieselbe in den Kreis seiner Forschungen aufgenommen hat. Der Geheim Legationsrath Bunsen, General-Secretair des Instituts, eröffnete die Reihe der chronologischen Untersuchungen über die Geschichte des alten Aegyptens durch einen gehaltvollen Aufsatz in den Annali dell' Instituto, 1834, p. 87 folgd, dem Richard Lepsius¹²⁾

neuerdings seine Lettre à M. le Professeur H. Rosellini sur l'Alphabet hiéroglyphique (Rom, 1837, 8.) folgen ließ, welche die erforderlichen Grundlagen des sprachlichen und paläographischen Studiums darbietet, und in der er namentlich einen Versuch gemacht hat, das phonetische Alphabet auf eine geringere Anzahl von Zeichen zurückzuführen, indem er diejenigen sonderte, welche nur unter gewissen Bedingungen einen Lautwerth erhielten oder ihn in den neuerungsfähigen Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft erhalten hatten: ein Gegenstand, auf welchen wir an einem anderen, geeigneteren Orte zurückkommen werden. In dem Bulletino dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica No. VII. VIII, di Luglio e Agosto 1837 hat Lepsius unter den Notizie compendiate eine Reihe interessanter auf die Aegyptischen Alterthümer bezüglicher Notizen gegeben, von denen wir die wichtigsten den Lesern dieser Blätter in einer Uebersetzung mittheilen.

„Der Capitain Howard Vyse hat mehrere neue Kammern in der großen Pyramide entdeckt. Man kannte bis jetzt nur zwei große Kammern, welche den Namen Kammer des Königs und der Königin führten, und eine dritte sehr niedrige, welche Davison's Kammer hieß, unmittelbar über der Kammer des Königs. Die neu entdeckten sind ihrerseits über der Davison's-Kammer belegen und haben die Namen Wellington's, Nelson's und der Lady Arbuthnot erhalten. Sämmtliche fünf (sechs?) Kammern haben beinahe dieselben Dimensionen, nämlich 10½ Meter Länge auf 3¼ Meter Breite, und sind nur in Bezug auf ihre Höhe verschieden. Die Achse dieser Kammern fällt mit der des ganzen Gebäudes zusammen, und jedes dieser vier (?) Stockwerke diente also zur Verminderung der auf der Decke der unteren Kammern ruhenden Last, und besonders der Hauptkammer, in welcher sich der Sarkophag befand; denn alle haben eine flache Decke und konnten mithin leicht unter dem ungeheuren Gewicht leiden, welches von oben herab im Sinne der Achse wirkte. Derselbe wohl durchschaute Grundsatze der Lastverminderung bietet sich in der Kammer der Königin dar, deren Decke die Gestalt eines Daches hat, und im Eingange zu der Pyramide, über welchem vier große Steine als Strebepfeiler dienen. Man hat keine hieroglyphische Inschriften darin gefunden, eben so wenig wie in irgend einem anderen Theile der Pyramide¹³⁾ oder in einer der übrigen, welche man in Unter-Aegypten findet, mit Ausnahme der Pyramide von Abusir, welche sich durch so viele andere Besonderheiten unterscheidet¹⁴⁾. Herr Vyse hat noch andere Untersuchungen in den verschiedenen Pyramiden von Memphis angestellt; die von ihm der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London übersandten Zeichnungen werden nächstens bekannt gemacht werden.“

„Derselbe Reisende endlich hat nicht weit von der großen Pyramide, nach dem Gebirge zu, ein unterirdisches Grabmal entdeckt, welches aus einer Art von Haus, das ein längliches Viereck bildete, bestand, vollständig gewölbt und so in den Felsen gehauen ist, daß das Haus in seiner gesammten Höhe von einem tiefen Graben umgeben war, in welchem man jedoch an mehreren Orten Verbindungen mit dem Felsen angebracht

Alt-Aegyptischen und Aethiopischen Alphabets, und: über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indo-Germanischen, Semitischen und Koeltischen Sprache. Berlin, 1837, 8.

13) Mein Freund Lepsius schreibt mir in einem Briefe aus Rom vom 2. Januar: „Durch Rosellini geht mir so eben die wichtige Nachricht zu, daß in der großen Pyramide alterthümliche Hieroglyphen gefunden worden sind, prints sur les pierres avant qu'elles fussent mises en place, und daß sich darunter der Name des Königs Spho findet, des Spho's bei Manethon in der alten Dynastie, der gerade die größte Pyramide gebaut haben soll. Man kann doppelt sehr wichtige Konsequenzen daraus ziehen; doch ist es flug, vorher die Englische Publication des Howard Vyse abzuwarten, die bald erscheinen soll.“ Im Kanon des Eratosthenes heißt dieser König Spho, ein Name, der durch Koptisch, Aegyptisch seho-foi, der Haarreiche, Haarschön (Charfagaar, was mein väterlicher Freund Zeune so geistvoll veralleicht), vollkommen richtig erklärt wird. S. Rosellini, Monumenti storici, Vol. I, p. 128.

14) S. das oben angeführte Werk von Valeriani, Tom. I, p. 363-478, tav. XXXVIII b. A-E. — Anmerk. von Lepsius. — Vergl. auch v. Prokisch, Erinnerungen aus Klein-Asien und Aegypten, Th. I, S. 86. Th. II, S. 36. Jomard, Description générale de Memphis et des Pyramides, p. 8 in der Description de l'Egypte, Antiq. Descr. Vol. II. Bekanntlich erzählt Abd-allatif (Relation de l'Egypte, I, 4, p. 177; trad. de Silb. de Saey), daß auf den beiden größten Pyramiden eine so große Anzahl von hieroglyphischen Inschriften fanden, daß zehntausend Blätter damit bedeckt werden könnten. Aethiische Zeugnisse hat Silb. de Saey aus den Schriften der Araber Masudn, Makrizy, Ibn-Kordadbeh, Ibn-Hankal u. a. m. zusammengestellt (a. a. O., S. 221). Auch Wilhelm von Walsdenfel (Hodoepor. in Terr. Sanct. bei Canis. Lect. antiq. Tom. V, P. II, p. 113) welcher Aegypten und das heilige Land am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bereiste, bezeugt, daß er auf den beiden größten Pyramiden Inschriften in verschiedenen Sprachen (diversorum idiomatum) gesehen. Die Griechischen Schriftsteller erwähnen keine Inschriften auf diesen Pyramiden; wenigstens Herodot (II, 124. 148) nur eine auf der Pyramide des Cheops. Daher haben viele Gelehrte, wie z. B. Graves in seiner Pyramidographia (Miscellaneous Works of M. I. Graves, Tom. I, p. 125; auch besonders erschienen unter dem Titel: Pyramidographia, or a description of the pyramids in Egypt, Lond. 1646, 12; vergl. Thevenot, Collection des Voyages, I, p. 20) die Zeugnisse der Arabischen Schriftsteller in Zweifel setzen zu müssen geglaubt, obwohl auch Vansted (Nouvelle Relation d'Egypte, p. 173) diese Inschriften gesehen zu haben versichert. Es scheint also, daß sie sich auf der älteren alarthen Bedeutung fanden, welche zu Herodot's Zeiten noch vorhanden war, aber späterhin theils zusammensank, theils unter der Herrschaft der Muselmänner zur Erbauung einer Brücke bei Fostat benutzt wurde. Wenigstens versichert dies Fiegler, der zwar Aegypten nicht selbst besuchte, aber seine Nachrichten aus glaubwürdigen Arabischen Quellen schöpfte, in seiner Terrae Sanctae, quam Palaestinae nominant, Syriae, Arabiae, Aegypti doctissima descriptione Argent. 1636. Man vergl. Description de l'Egypte, Antiq. Mém., Vol. VI, p. 48-55 ff. der Strav-Angabe; Langlès, Voyages de Norden, Notes et Relations, Vol. III, p. 254. 289-320; Pettigrew, History of Egyptian Mummies, Lond. 1834, 4, p. 25. Ueber die Entdeckungen der Pyramiden in Dageur (die niemand vor Diodorus, dem Streb zu Pahlad, erwähnt; s. Letronne, Recherches géographiques et historiques sur Dieul, p. 87) und Sakkarah vergl. Hamilton, Aegyptiaca, p. 350.

12) Bekannt als Verfasser der Dissertat. de Tabulis Euzubinis, Berol. 1832, 8.; der Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. Berlin, 1834, 8. und der beiden Abhandlungen: über die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Alt-Perischen,

hatte, wahrscheinlich um den Wänden des Gebäudes eine Art von Halt zu geben. Nach einem anderen Berichte war das Gewölbe nicht in den Felsen gehauen, sondern aus Werkstücken zusammengesetzt. Diese an sich höchst interessante Thatsache würde nichts Unerhörtes darbieten, seitdem Wilkinson¹⁵⁾ nachgewiesen hat, daß die Construction des wirklichen Bogens in Aegypten schon zu den Zeiten des Königs Amenophis I. im 19ten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung (nach Rosellini) bekannt war und in Ausübung gebracht wurde. Ein Sarkophag, welcher nebst mehreren Vasen und anderen Geräthschaften sich in dem Innern des Grabmales vorfand, trug auf einer seiner Seiten die Cartouche des Königs Psammethich, woraus als wahrscheinliche Epoche für die Erbauung dieses interessanten Gebäudes 600 J. v. Chr. hervorgeht.

„Ein Bruchstück einer Statue, aber von dem höchsten Interesse sowohl für die Chronologie als für die Geschichte der Kunst des alten Aegyptens, befand sich seit mehreren Jahren in dem Magazin des gelehrten Kaufmanns Capranesi zu Rom. Sie ist von einem Bewohner des Dorfes Patombara im Sabinischen gefunden und neuerdings von dem Riner Bunsen erworben worden. Wir werden über sie weitläufiger in einem für den nächsten Jahrgang der Annalen des Instituts bestimmten Artikel sprechen und beschränken uns hier vorläufig auf die Anzeige, daß eine Untersuchung der doppelten auf beiden Seiten des Thrones dieser kleinen aus schwarzem Granit angefertigten Statue befindlichen Inschrift uns lehrt, daß sie auf Befehl des Königs Osortasen I., mit welchem unser Verzeichniß der nach den Denkmälern chronologisch festgestellten Königsnamen anhebt, für dessen Vater On angefertigt worden sey, dessen Namen und Vornamen hier zum ersten Male gefunden worden.“

„Ein eben so reicher als glücklicher Fund einer ganz neuen Art ist von einem Herrn Ferlini aus Bologna gemacht worden. Im Jahre 1834 stellte er Nachgrabungen in den Pyramiden von Meroë an und fand in einer der größten, die er bis zur Fläche des Hügel abtragen ließ, einen köstlichen Schatz, nämlich eine Anzahl von Gegenständen in Gold, Silber, Bronze, Stein, von denen er neuerdings einen Katalog nebst einem Bericht über die Reise und die Nachgrabungen bekannt gemacht hat. Der erste Blick, welchen man auf die Gegenstände wirft, die auf der diesem Kataloge beigegebenen Kupfertafel dargestellt sind, lehrt, daß hier von keiner unter den alten Pharaonen oder den alten Königen Aethiopiens angefertigten Arbeit die Rede sey. Die große Vase in Bronze, mit den beiden von Weinlaub umgebenen Köpfen des Bacchus (Fig. 14), ist eine treffliche Arbeit eines Griechischen, vielleicht selbst Römischen Künstlers; die Kamee, auf welcher ein Minervenkopf dargestellt ist (Fig. 12), und der Sardonius mit der Sau (Fig. 13) sind gleichfalls eher Römische als Griechische Arbeit. Sämmtliche übrigen Gegenstände stellen Aegyptische Figuren dar, aber in einem veränderten Style aus einer weit späteren Epoche als den klassischen Zeiten der Aegyptischen Kunst. Man könnte den eigentlichen Styl, welcher die auf dieser Tafel dargestellten Gegenstände charakterisirt, den Aethiopischen nennen. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß Ferlini in der Hauptkammer, statt eines Sarkophages eine Bahre, mit einem weissen aus Baumwolle oder Byßus gewebten Tuche bedeckt, gefunden hat, auf der einige Ueberreste des Verstorbenen standen, in derselben Art und Weise, die bei den alten Etruskern gebräuchlich war¹⁶⁾. Wenn wir noch bemerken, daß die Arbeit der Pyramide selbst keinesweges fest und dauerhaft war, sondern vielmehr in ein späteres Alter herabreicht, und daß der Bericht des Herrn Ferlini jeden Gedanken an einen späterhin in dieser Pyramide verborgenen Schatz auszuschließen scheint, so ist es höchst glaublich, daß die Errichtung des ganzen Denkmals in eine und dieselbe Epoche mit der Anfertigung der Mehrzahl unter den darin gefundenen Gegenständen fällt, welche den Zeiten der Griechischen oder selbst Römischen Herrschaft in Aegypten anzugehören scheinen. Eine tiefere Untersuchung dieser interessanten Sammlung und sämmtlicher auf ihre Entdeckung bezüglicher Thatsachen könnte vielleicht auch zur Bestimmung der Epoche dienen, in welcher die übrigen Pyramiden zu Meroë angefertigt wurden, die sicherlich nur eine weit spätere und jüngere Nachahmung der großen Pyramiden zu Memphis sind.“

Lepsius erwähnt noch unter anderen vermischten Nachrichten, daß sich die bekannte Tafel von Abydos jetzt, wiewohl in sehr beschädigtem Zustande, zu Paris befindet. Die Einwohner beabsichtigten, sie von der Wand, auf der sie sich befand, zu trennen und Bäder damit auszuschnücken. Ein Herr Papanthropulo entschloß sich also, diese Arbeit zu unternehmen, um das kostbare Denkmal zu retten, fand auch bei weiterem Nachforschen noch einige zuvor unbekannt zur Weih-Legende gehörige Cartouchen; aber er war nicht so glücklich, das Ganze unverfehrt zu erhalten. Das Stück der Wand fiel zu Boden und zerbrach theilweise. Der verstorbene französische General-Konsul zu Alexandrien, Rimaut, kaufte die Reste des Denkmals für 300 Piaster an sich und brachte sie nach Paris. So besitzt nun Paris jetzt zwei verstümmelte Denkmäler des alten Aegyptens, die hinsichtlich ihrer Wichtigkeit zu denen des ersten Ranges gehören, die Ueberbleibsel der Tafel von Abydos und den von Saulnier und Lelorrain im Jahre 1820 unvollständig ausgelegten kleinen Thierkreis¹⁷⁾ von Denderah,

welchen die Französische Regierung für 150,000 Franken kaufte. Wenn auch der oben erwähnte Konservator, Scheich Refah, kein Kos sey, so wird doch durch den Beschluß Mehmed Ali's ähnlichen gewinnstüchtigen Räubereien von Seiten der Juden, Christen und Beduinen, die nur zur Zerstörung der wichtigsten Denkmäler führten, fernerhin vorgebeugt. Bekannt ist, daß die Beduinen Papyrusrollen durchschnitten und die Enden mit Namiens harz verkleben, um ihren Gewinn zu vermehren.

Unter den neueren wichtigen Erscheinungen auf diesem Gebiete ist noch das Examen critique de l'ouvrage intitulé: Analyse grammaticale raisonnée de différens textes anciens Egyptiens, par Fr. Salvolini. Paris, 1838, 8. von Hoskins (er hat sich nicht genannt, sondern nur mit H unterzeichnet), dem durch seine Visit to the Great Oasis (London, 1837, 8.) und seine Reisen nach Aethiopien bekannten Forscher, zu erwähnen. Salvolini wird darin geradezu der Vorwurf gemacht, Champollion's Papiere auf unredliche Weise bei Seite gebracht und für sich ausgebeutet zu haben. So seyen seine beiden Lettres à M. Gazzera (Des principales expressions qui servent à la notation des dates sur les monumens de l'ancienne Egypte, d'après l'inscription de Rosette. Paris, 1832, 1833, 8.) aus den Papieren Champollion's entlehnt, und in der That stimmt ihr Inhalt völlig mit dem der Abhandlung Champollion's überein, deren Verlust Biot (Recherches sur l'année vague des Egyptiens, Paris, 1831, 4., p. 3) beklagte. Die Wichtigkeit der Schrift von Hoskins, worin sich eine große Anzahl Berichtigungen der von Salvolini aufgestellten Behauptungen vorfindet, veranlaßt uns, auf dieselbe an einem anderen Orte zurückzukommen. Das Werk von Salvolini enthält, trotz aller Ausstellungen, die meistens wohl begründet sind, einen reichen Schatz von neuen und wichtigen Bemerkungen, die theilweise Champollion, theils ihm selbst angehören mögen. Dr. Jul. Ludw. Ideler.

A u s t r a l i e n .

Anfänge der Civilisation Polynesiens.

Erwägt man die oft unbegreifliche Hartnäckigkeit der Chinesen, die Gleichgültigkeit der Rothhäute Amerika's, die tiefe Verachtung, mit welcher die Muhammedaner und die Hindu's unsere Sitten und Gebräuche fortwährend von sich gewiesen haben, so ist dagegen die Befehrung der Polynesischen Insulaner eine hochwichtige Thatsache. Nie war eine Eroberung vollständiger und minder schwierig zugleich. Man weiß, welchen Hindernissen die Apostel und Religionslehrer während der ersten Jahrhunderte der Kirche bei den höheren Klassen begegneten. Die Polynesier aber, vom Fürsten bis zum geringsten Unterthanen, ließen sammt und sonders von ihren Göttern wie von deren Bildern und unterwarfen sich einmüthig den Geboten des neuen Glaubens, den man ihnen brachte. Nur denke man deshalb nicht etwa, daß solche Befehrungen unzuverlässig seyen, weil nur wenige dieser jungen Christen im Stande seyn dürften, auch nur die einfachsten Lehren ihres neuen Glaubens genügend darzuthun. Diese Leute haben ihre Götterbilder verbrannt, ihre Sitten und Gebräuche geändert, eine neue Tracht angenommen, vielen barbarischen Gebräuchen entsagt und fügen sich heutzutage dem neuen Systeme, für das man sie bildet, mit wunderbarer Gewandtheit. Wahrlich, große Fortschritte auf der Bahn zur Civilisation! Mehr kann man gegenwärtig noch nicht verlangen.

Anderer Verhältnisse als in den dem Christenthume unzugänglichen alten Ländern Asiens fanden sich auf den Polynesischen Inseln, als die Englischen Missionaire auf denselben landeten. Zerstört auf weitgedehntem Meere, getrennt von einander durch Entfernungen, wodurch ihnen die Einheit im Handeln und im Denken, welche die großen Staaten bildet, abgeschnitten, gehorchten sie damals größtentheils verschiedenen Häuptlingen, die sich gegenseitig mit größter Erbitterung bekriegten. Wohl fand sich unter den Bewohnern dieser Inseln Gleichförmigkeit der Sprache, der Religion und der Sitten; aber vermöge der zufälligen Weise, wie dieselben bevölkert worden waren, fehlten ihnen jener Kastenstolz, jene Stamm-Vorurtheile, die unter den Völkern des Orients so tief eingewurzelt sind. Ihre Ueberlieferungen hatten nicht den systematischen Charakter der Indischen Mythologie. Es ist lange her — dies war die äußerste Begrenzung ihrer Chronologie. Bei einem so neuerlichen Ursprung konnten auch ihre Priester nicht in das Dunkel vergangener Zeiten schauen, um zur Unterstützung ihrer Glaubenslehren das Zeugniß einer unzähligen Reihe von Jahrhunderten aufzurufen, wie die Bonzen von China es thun.¹⁸⁾ Und auch in den Künsten war ihre Unwissenheit erstaunlich groß; darum gewannen sie bei dem Anblicke der Englischen Schiffe, bei der Wahrnehmung der Disziplin und der Gebräuche, die sie an Bord fanden, von vorn herein eine so übermenschlich hohe Meinung von den Fremdlingen, daß es nur nach darauf ankam, diesen Wahn zu erhalten, zu nähren, und das ganze Unternehmen wurde spielend abgethan.

besorgten Französischen Uebersetzung der Symbolik von Creuzer mitgetheilt war. Tom. I. p. 928 folg.) die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung wiederholt, daß alle in Aegypten aufgefundenen Thierkreise (bis jetzt fünf) aus der Griechischen und Römischen Epoche herrühren, und sogar einen Schritt weiter gethan, indem er zu beweisen versucht hat, daß der Ursprung des Thierkreises überhaupt weder in Aegypten noch in Chaldaea, sondern in Griechenland aufzuwachen sey. Eine tiefere Untersuchung dieses Gegenstandes ist nachstens von meinem Vater zu erwarten.

¹⁸⁾ Bekanntlich nimmt man an, diese Inseln seyen von Malaien bevölkert worden, deren Kanoe's durch Unwetter dahin verschlagen werden.

15) Topography of Thebes, p. 81. — Lepsius.

16) Bulletin, 1836, p. 58 — 59. — Lepsius.

17) Verroune (Revue des deux mondes, Août 1837, nr. 15) hat in einer schon am 30. Juli 1824 in der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres vorgetragenen Abhandlung von der ein Auszug in der von Guigniaut

Diejenige Eroberung, welche die meisten Anstrengungen und Beschwerlichkeiten gekostet, war die Insel Karotuga, im Schooße der Hervey-Gruppe. Dies Eiland hatte vorher in seinen Landungs-Plätzen noch gar keine Europäische Schiffe anlegen gesehen; doch waren seinen Bewohnern die Stahl-Arbeiten der Cooks (wie sie die Engländer beneamen) schon einigermaßen bekannt. Da wurde Papeiha, ein junger Eingeborener, welchen die Missionaire erst kürzlich bekehrt hatten, zu gleichem Zwecke dorthin geschickt. Er war aber nicht sobald ans Land gestiegen, als eine unabsehbare Menschenmenge herbeigeströmt kam und vor Allem zuerst die Kleider des Ankömmlings ihm abzunehmen suchte. Dieser nun, ohne durch solchen Anfang sich einschüchtern zu lassen, begehrte nur, vor den alten Maskea, den Vater des zeitigen Häuptlings, geführt zu werden. Maskea jedoch war zum Abfalle von seinen Göttern um nichts geneigter, als sein Volk, sondern gefellte, sobald der Missionair den Zweck seiner Landung ihm bekannt gemacht, zu den Drohungen der Priester und seines Volkes die eigenen.

Einige Tage später indeß äußerte Tinomana, Häuptling von Arorangi (einem etwa acht Meilen von Maskea's Wohnsitz entfernten Gebiete), den Wunsch, Papeiha zu sehen. Tinomana und sein Volk lebten in den Bergen zurückgezogen, um den Bedrückungen durch die Bewohner der Nachbargebiete zu entgehen. Diese Bedrückungen hatten ihre Quelle in der Schwäche der Landschaft Arorangi und waren äußerst beschwerlich. Die unglücklichen Unterthanen Tinomana's wurden täglich überfallen und gebrandschatzt, ihre Besitzungen geplündert, sie selber gefangen und zu Schlachtopfern für die Götter der feindlichen Nachbarn gemacht. Darum verließen sie, so oft sie auf den Fischfang zum Meere gingen, ihre Berge erst mitten in der Nacht und kehrten auch schon vor Tages Anbruche wieder in ihre Wohnungen zurück, um nicht in ihrer Feinde mörderische Hände zu gerathen. Papeiha nun fügte sich Tinomana's Wünsche, ging zu ihm, zeigte ihm die Vortheile, die aus seiner Bekehrung, für ihn wie für sein Volk, entspringen würden, im hellsten Lichte und war sehr bald so glücklich, den günstigsten Eindruck auf ihn hervorzubringen. Doch zauderte der alte Häuptling noch: denn Furcht beunruhigte sein Herz: er scheute sich vor seinen Göttern, die (wie er zu Papeiha sagte), erzürnt über seinen Abfall, gewiß kommen würden, ihn zu erwürgen. Als aber unser junger Missionair hierauf seinen Eifer nur noch verdoppelte, dem schon halb überwundenen Zuhörer die Ohnmacht seiner Götter auf das anschaulichste schilderte und seine Reden mit den überzeugendsten Thatfachen unterstützte, von der Lage Tahiti's und der Gesellschafts-Inseln, wo die Civilisation bereits große Fortschritte gemacht, ihm erzählte — da widerstand Tinomana nicht länger.

Doch würde das von diesem Häuptlinge gegebene Beispiel wohl nur eine geringe Anzahl von Nachahmern erweckt haben, wäre nicht gerade ein Englisches Schiff erschienen, auf dem mehrere Missionaire von Tahiti sich befanden, welche unter Anderem auch einen Vorrath von Aertzen, Schweinen und Ziegen mitbrachten und durch Vertheilung dieser Geschenke sowohl, als besonders durch Vernichtung der zahllosen Ratten auf der Insel, mittelst Einführung der Schweine daselbst — die Hartnäckigkeit des Volkes gar bald beschwichtigten. Mit den Großen aber ging es nicht so gut von Statten: diese, und namentlich Tamotea's Großvater, der ausgezeichnetste Kriegsheld der Insel, hatten alle Geschenke zurückgewiesen und schienen fest entschlossen, den Dienst ihrer Götter nicht aufzugeben. Eines Tages jedoch, mitten in der Feier eines Festes zu Ehren der Landes-Götter, erhielt Tamotea's Großvater, der diesem auch bewohnte, plötzlich die Nachricht, daß eine seiner Enkelinnen, die er ganz vorzüglich lieb hatte, gefährlich krank geworden. Da überschüttete der Greis die Altäre seiner Götter mit Gaben und verbrachte Tage und Nächte in heißem Gebete für den Liebling. Fruchtloses Flehen! Die Götter, die er anrief, erhörten ihn nimmer: mit jedem Tage ward das Uebel der Kleinen beunruhigender. Und sie starb. Ihr Vater aber, entrüstet darüber, daß sein Glaubenseifer so schlimm vergolten worden, verbrannte seine Götter und wurde Christ. Mit ihm alsbald wurden es die Häuptlinge und die Großen, die gesammte Bevölkerung der Insel.

Nun waren die Missionaire zunächst darauf bedacht, ein Gotteshaus zu errichten, verhandelten deshalb mit den Häuptlingen und begannen, nachdem sie sich Arbeiter ausgewählt, sofort den Bau. Dabei war ihre Emsigkeit so groß, daß das Gebäude schon nach zwei Monaten ganz und gar vollendet war, obgleich es 130 Fuß in der Länge und 60 Fuß in der Breite maß, mit sechs großen Thüren, im Innern mit Stählen versehen und überhaupt geräumig genug war, um 300 Personen zu fassen. Die Insulaner staunten; Jung und Alt, Frauen und Männer, Landvolk und Häuptlinge eilten von allen Punkten der Insel herbei, dies Gebäude zu schauen. Die Bearbeitung des Eisens, die Leichtigkeit seiner Behandlung und Gestaltung im heißen Zustande entlockten ihnen tausend Zeichen der höchsten Ueberrauschung. Eben so die Zubereitung des Gypses: die Missionaire hatten nämlich beschloffen, die Kapelle mit Gyps zu überziehen, und ließen zu dem Zwecke am Meeresstrande das erforderliche Material sammeln, das dann gebrannt wurde. Diese Prozedur lockte anfangs gar manches Lächeln der Ironie und Ungläubigkeit auf die Lippen der Zuschauer und veranlaßte sie sammt und sonders zu der gegenseitigen Frage: wozu in aller Welt es nutzen könne, diese

Steine zu verbrennen? Doch, als sie am anderen Tage den verbrannten Thon in einen feinen weißen Staub verwandelt sahen, wurden sie alleammt davon so bezaubert, daß sie sich den ganzen Anzug damit bestreuten und so gefärbt in der neuen Anlage hin und her sprangen. Nachdem dann die Kapelle mit dem Gyps bekleidet und die Arbeiten überhaupt beendet waren, ließ man die Häuptlinge und das Volk in das Innere, damit sie sich Alles betrachten könnten. Nun liefen sie eilig herbei, fühlten und fragten an Allem herum und fragten sich wiederholentlich unter einander: wie man nur mit den Steinen und dem Sand, die sie doch selber ganz verbrannt gesehen, dergleichen habe zu Stande bringen mögen?

Den Künstlern verdankte man später auch die Abschaffung der wilden Gebräuche, welche die Missionaire unter den dortigen Völkern vorgefunden hatten und die zum Theil sehr grausam waren: z. B. das Kukumi anga, welches darin bestand, daß man den Sohn, der die Volljährigkeit erreicht hatte, seinem Vater zum Kampfe gegenüber stellte und, wenn er denselben überwand, von dessen Kainga oder Gute Besitz nehmen ließ, nachdem er seinen Vater aus demselben vertrieben. Ferner das avanga, ein Gebrauch, vermöge dessen die Verwandten des verstorbenen Mannes seine Witwe, anstatt sie zu trösten und für sie zu sorgen, sammt ihren Kindern von Haus und Hof jagten und der ganzen Hinterlassenschaft sich bemächtigten. Und endlich das Kai Kainga, nicht minder barbarisch, als die beiden eben genannten: dieser Gebrauch, so alt wie der Schlag der Polynesier selber, berechnete zu gewaltsamer Besiznahme fremder Länder. Die Missionaire boten alle ihre Kraft dagegen auf; da sie aber sahen, daß die Ausrottung dieses Uebels leicht die ganze Sicherheit und den Frieden der Inseln gefährden möchte, so beschloffen sie, günstige Zeiten abzuwarten, und beschränkten sich einstweilen auf vorläufige Ermahnungen deshalb. Gegen die Vielweiberei jedoch zeigten sie sich durchaus unduldsam, obgleich sie auch diese bei ihrer Landung auf den Inseln tief eingewurzelt, bei manchem Häuptlinge wohl vier, ja fünf Frauen fanden. Um diese Sitte abzuschaffen, verlangten die Missionaire von Jedem, der getauft werden wollte, daß er vorher von seinen Frauen eine einzige sich auswählte und die anderen entlasse, doch nicht ohne vorher für deren weitere Bedürfnisse Sorge getragen zu haben. Selbst der Fürst, der drei Frauen hatte, wurde aufgefordert, eine Wahl zu treffen. Er behielt die jüngste seiner Frauen, die ihm erst ein Kind geboren hatte, und ließ nicht nur seine leibliche Schwester, die ihm deren drei gegeben, von sich, sondern selbst seine dritte Frau, Namens Pivai, obgleich diese die Mutter von zehn seiner Kinder war und er die lebhafteste Zärtlichkeit für sie empfand. Er beschenkte sie mit dem Ertrage von zwanzig Ländereien. Als aber der Tag der Trennung gekommen war, nützte die arme Verstoßene einen Augenblick, da ihr Gatte aus der Wohnung gegangen, nahm ihre Matte, suchte die Geräthschaften, deren sie zu Fertigung der Anzüge ihrer Kinder sich bediente, zusammen und ging, begleitet von den Thränen aller gegenwärtigen Freunde und Stammesgenossen, still in ihre Verbannung.

Mannigfaltiges.

— Französische Neuigkeiten. Von Herrn Esquiros ist unter dem Titel „Le Magicien“ eine Art von Schillerschem Geisteserker erschienen. Der neue Roman spielt jedoch im sechzehnten Jahrhundert, und zwar — da das eine jetzt in modernen Unterhaltungen vielgenannte Epoche ist — zur „Zeit der Renaissance“. Ab-Hafek, ein Jünger des Paracelsus ist der Held des Romans, in welchem auch Katharina von Medicis, Karl IX. und ein Bildhauer, Namens Stell, Hauptfiguren sind. Das Ganze entspricht jedoch den Erwartungen nicht, die man sich von einer Darstellung macht, die zugleich die Wiedergeburt der Kunst und die große Zeit der Kirchen-Reformation abspiegeln will. Von strengen Kritikern wird der „Magier“ als eine ungeschickte Nachahmung von Victor Hugo's Notre-Dame de Paris bezeichnet. Ein anderes neues und in Paris vielbesprochenes Buch heißt: La comédie de la mort und hat Herrn Gautier zum Verfasser. Es ist dies eine Sammlung von Gedichten, die nicht minder nach Hugoschen Mustern gearbeitet seyn sollen, wie jener Roman. Der Gedanke des Poeten spricht sich hauptsächlich in zwei größeren Dichtungen aus, von denen die eine „das Leben im Tode“ und die andere „der Tod im Leben“ überschrieben ist und die erstere nach der Vision von Jean Paul gearbeitet seyn soll. Wir bezweifeln jedoch, daß Herr Gautier den Deutschen Dichter besser verstanden habe, als bisher irgend einer seiner Landsleute. In der zweiten Dichtung kommen Don Juan, Faust und Napoleon zugleich vor, was abermals an einen Deutschen, und zwar an den dem Herrn Gautier vielleicht geistesverwandteren Grabbe, erinnert. Deutschland ist überhaupt das Lieblingsland des jungen Dichters. In einem Gedichte, „Melancolia“ überschrieben, giebt er eine Vergleichung der alten Deutschen und Italiänischen Malterschulen, eine Verherrlichung Raphael's und Albrecht Dürer's zugleich, und in einer „Chanson de Mignon“ liefert er ein Gegenstück zum „Mignons-Lied“ von Goethe, ein Italiänisches Epigramm in der Weise unseres Landsmannes Gustav Nicolai. Das Buch verdient, wie man sieht, in Deutschland bekannt zu werden, denn eine Aufmerksamkeit ist wohl der anderen werth.